

Sundar Henny
Vom Leib geschrieben
 Der Mikrokosmos Zürich
 und seine Selbstzeugnisse
 im 17. Jahrhundert

Böhlau, Wien 2016, 404 S., 24 Schwarzweiss- und
 11 Farb-Abb., € 70,-

Der Titel lockt auf die falsche Fährte. Von den methodischen Zugriffen, welche die Leserin nach der Lektüre des Titels erwarten würde, grenzt sich Sundar Henny dezidiert ab: die Publikation reiht sich nicht in die Materialitäts-, Körper- oder Diskursgeschichte ein. Henny geht es um die «Leibhaftigkeit der Textzeugnisse» (7) selbst. Er begreift Selbstzeugnisse als «Bücher, Blätter, Pergamente», (7) die es in ihrer materiellen und nonverbalen Dimension – der Autor spricht von der «leiblichen Verfasstheit» (12) – wahrzunehmen und zu analysieren gilt. Dieser Zugang verspreche, «über die Leiblichkeit des Buches die Leiblichkeit historischer Personen selbst partiell erschliessen zu

können». (17) Dazu greift der Autor methodisch mit Pamela Smith, Roger Chartier und Don McKenzie auf die neuere Buchgeschichte zurück, die das Buch als polymorph und multifunktional, jedenfalls nicht nur als Ideenträger oder Gegenstand versteht. Selbstzeugnisse definiert Henny als «kontextuelle und sozial verflochtene Gebilde». (44) Damit wählt er innerhalb der breiten Selbstzeugnis- und Autobiografieforschung der letzten Jahre einen liberalen Begriff, der seinem Basler Umfeld, in dem diese Doktorarbeit entstanden ist, durchaus entspricht. Das Zürich des 17. Jahrhunderts bietet für das Forschungsvorhaben einen vielversprechenden Kontext: dort ist nicht nur eine grosse Bandbreite an Selbstzeugnissen überliefert, vielmehr wird der politisch-gesellschaftliche Kontext der Stadt in zeitgenössischen Quellen wie in heutigen Abhandlungen völlig unterschiedlich dargestellt und bewertet – ein Umfeld, das die verbalen und nonverbalen Aussagen von Selbstzeugnissen nicht voraussehbar macht.

Henny präsentiert in fünf Kapiteln fünf schreibende Geistliche und Bürgermeister, «allesamt männlich, weiss, christlich, nichtadelig, städtisch, reformiert und gebildet»: (46) den Antistes Johann Jakob Breitinger, den Kaufmann und Bürgermeister Salomon Hirzel, den Aufsteiger und Bürgermeister Johann Heinrich Waser, den Archidiakon und Theologieprofessor Johannes Müller und den umstrittenen Pädagogen, Missionar und als geisteskrank Inhaftierten Johann Jakob Redinger. Ihre Selbstzeugnisse sind unterschiedlicher Art und erlebten überdies im Lauf ihrer Geschichte Transformationen: Breitinger suchte in seinem Selbstzeugnis die Identität mit den «frommen Altvorderen» (102) und begriff es als handschriftliche Reliquie, die allerdings 80 Jahre nach seinem Tod in den *Miscellanea Tigurina* zur Idee sublimiert wurde. Hirzel schrieb in der Tradition toskanischer Kaufleute eine Art

Kaufmannsjournal über die Rites de Passage im familiären Kontext, während sich sein Nachfolger Waser in seinem archivarisch angelegten Nachlass Ehre und Schutz erschreiben wollte. Müller konfrontierte seine Leser in einer zweiseitigen Anlage mit einem quasi mimetischen Abbild von Konversationen einerseits und einer kommentierend-ergänzenden Alternativ-erzählung andererseits. Redinger schliesslich setzte in seinen in der Haft entstandenen Schriften den Mikrokosmos Zürich in Bezug zu einem apokalyptisch-globalen Kontext und beschrieb sich als endzeitlichen Propheten, der von Frau und Stadt verlassen wurde.

Aufschlussreich ist die leibliche Verfasstheit der Schriften dort, wo Personen verglichen werden, welche die gleichen Ämter bekleideten. Die Selbstzeugnisse entlarven die vermeintliche Ähnlichkeit. Ein Salomon Hirzel konnte es sich leisten, sein Selbstzeugnis als privates Gebet niederzuschreiben und seine *fama* und *memoria* über Stiftungen zu organisieren. Daher musste er sein Selbstzeugnis nicht zur Selbstmonumentalisierung verwenden, ganz im Gegensatz zu seinem Nachfolger Waser, der eine allumfassende Selbstdarstellung für die Aussenwelt verfasste und dabei seine vielfache Verankerung im Stadtstaat markierte. Seine Macht als Aufsteiger war viel labiler, wie Henny im materiellen Textbefund zeigen kann.

Überraschend ist die Bedeutung materieller Gegenstände in den Selbstzeugnissen. Breitinger bewahrte eine Brille reliquiengleich auf und befahl, auch die unleserlichen Teile seines Nachlasses aufzubewahren, Hirzel liess einen monumentalen Hirsch an seinem Zürcher Haus anbringen, Waser begriff seine Selbstzeugnisse als Waffen und Müller titulierte seine Selbstzeugnisse als Spiegel, Uhr oder Po-saune. Man gewinnt den Eindruck, dass Henny durch die Selbstzeugnisse oft nicht bis zur Leiblichkeit der Verfasser selbst

vorstösst, sondern bis zu jenen Dingen, die sie an und bei sich tragen. Aber vielleicht sollte man Leiblichkeit im vormodernen Kontext auch gar nicht mit Fleischlichkeit gleichsetzen, sondern darin eine Einsicht des Buchs sehen: dass nämlich zur Leiblichkeit dieser Zürcher wesentlich Gegenstände gehörten. Der Autor skizziert als Ergebnis, dass sich «ausgerechnet in Zürich» ein Schriftkult manifestierte und «Leib und Leiblichkeit öfters ins Magische überhöht» wurden. (313) Neben diesem Sakramentalitätsverständnis identifiziert Henny die innerstädtische Auseinandersetzung, den Himmel über Zürich und die Handschriftlichkeit als zentrale Motive der Selbstzeugnisse. Auch zur Stadtgeschichte selbst ist die Studie ergiebig: «Zürich im 17. Jahrhundert war Vieles zur selben Zeit», (320) orthodox und aufgeklärt, konfessionell und realpolitisch. Die bisher in der Forschung thematisierten Dualismen lassen sich schon deshalb nicht halten, weil gerade die hier dargestellten beziehungsweise sich selbst darstellenden Personen beides zugleich waren, konfessionell und aufgeklärt, und weil sie ihre Kooperationen situativ und nicht jenseits realpolitischer Gegebenheiten konzipierten.

Wenn man sich vom methodischen Zugriff des Autors inspirieren lässt, ist dieses Buch ein leserfreundliches: es liegt eine sorgfältig redigierte, übersichtlich gestaltete, mit 35 Abbildungen ausgestattete Arbeit vor, die zu lesen eine Freude ist. Der Autor kann schreiben, immer präzise, aber durchaus metaphorisch und manchmal mit einem Augenzwinkern (Beispiel: 47, Anm. 131). Er erklärt anhand zweier Bilder Anton van Dycks die Ambiguität des vormodernen Textbegriffs und den dreifachen Geschlechterbegriff der Zürcher Bürger des 17. Jahrhunderts. Egal was man methodisch davon hält, jedenfalls trägt dieses Vorgehen zum besseren Verständnis der einleitenden Prämissen und Thesen bei.

Überhaupt ist die Einleitung nicht in die typischen Kategorien von Methode, Forschungsüberblick und so weiter gegliedert und gerade in ihrer formalen Eigenständigkeit stark. Henny durchwandert seinen methodischen Zugriff, seine Quellen und das Umfeld dieser Quellen souverän und ordnet sich *en passant* in die Forschungs- und Quellengeschichte ein. Jedes Kapitel beginnt mit einem einseitigen Überblick. Das ist eine leserfreundliche Geste und überdies sinnvoll, da die Selbstzeugnisse der Kapitel zwar miteinander im Gespräch sind, aber nicht aufeinander aufbauen. Dadurch sind Zwischenfazits am Kapitelende nicht notwendig.

So interessant die Befunde zur Leiblichkeit der Texte und die Rückschlüsse auf die Personen sind, bisweilen würde man sich dafür interessieren, was konkret in diesen Texten steht. Selbstverständlich kann die Verbindung zur verbalen Dimension der Selbstzeugnisse (etwa zu den 30 Nachlassbänden Wasers) nicht innerhalb einer Arbeit geleistet werden. Wenn man die Methode Hennys aber ernst nimmt, so kommt es ihm gerade auf den Zusammenhang von dinglichem Buch, der leiblichen Verfasstheit des Autors und – eben auch – den verbalen Inhalten an. Ausserdem gleitet Henny bisweilen von den Selbstzeugnissen ab, um ausführlich den zeitgenössischen Ehr-, Heraldik-, Magie- oder Heilsgeschichtsdiskurs zu skizzieren – eine interessante und sicher notwendige Kontextualisierung, aber bisweilen langatmig im Vergleich zu den äusserst lesenswerten Stellen, in denen Henny die Textzeugnisse selbst analysiert.

Daniela Blum (Tübingen)